Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 20 (1916)

Rubrik: Illustrierte Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

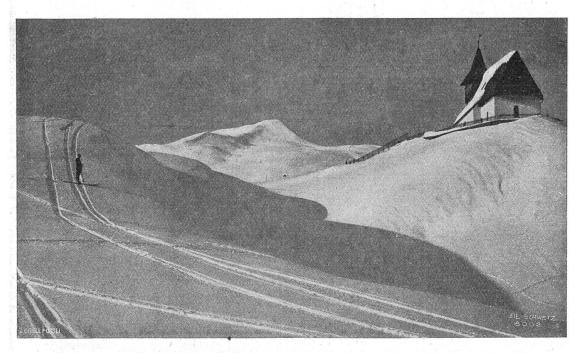




Illustrierte Kundschau







Einfames Birchlein im Schnee. Rapelle von Inner-Arofa. Phot. Rraal & Bopp, Luzern.

Politische Aebersicht.

Zürich, 8. Januar 1916. Wir treten in das dritte Kalenderjahr des Weltfrieges mit demselben Gefühl der Ungewißheit, das auf dem ersten Jahres= wechsel lastete. 17 Monate Krieg und im= mer noch nichts entschieden! Zwar ist die militärische Lage der Zentralmächte, so= viel ein Laie davon versteht, ja glänzend zu nennen, und den Fahnen der Alliierten blieb der Sieg versagt. Doch was heißt schließlich Sieg oder Niederlage? schlagen sind sie beide, die miteinander ringen, der Krieg verzehrt ihr Lebens= mark, und längst ist in den Ländern der Rriegführenden wie der Neutralen die brennendste Frage nicht mehr: Wer ge= winnt? sondern: Wann hört dieser Wahn= sinn endlich auf? Es ist der Fluch der bösen Tat, daß man damit nun fast nicht mehr aufhören fann.

Als die Alliierten der griechischen Resgierung meldeten, daß sie in Saloniki zu landen und durch griechisches Gebiet den Serben zu Hilfe zu kommen gedächten, ohne dabei den griechischen Souveränistätsrechten und Interessen irgendwie zu

nahe zu treten, fehlte es nicht an neutralen Stimmen, die Belgien ernst mahnend ins Gewissen redeten: nun könne es selber sehen, wie es sich der deutschen Aufforde= rung gegenüber hätte benehmen sollen; ein lonales und vertrauensvolles Ent= gegenkommen hätte ihm das ganze Kriegs= elend erspart, wie es nun dem so viel ver= nünftigeren Griechenland erspart bleiben werde. Darüber sind nun aber die Aften noch nicht geschlossen, und es spricht viel= mehr alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch griechisches Territorium zum Kriegs= theater werden wird, wie vor hundert Jahren die neutrale Schweiz. Die Alliierten haben sich in Saloniki so gründlich eingenistet und befestigt und benehmen sich dermaßen als Herren des Landes, daß die griechische Souveränität samt der Neutralität schon jest als nicht mehr bestehend bezeichnet werden kann, mag nun das Land sich an den kriegerischen Aktionen selber beteiligen oder nicht. Was immer aber auch in Griechenland geschehen mag, an der belgischen Frage wird dadurch nicht das Geringste geändert;

Belgien konnte nach Vernunft und Pflicht nicht anders handeln.

Von der verbissenen Entschlossenheit, den Krieg bis zum bittern Ende durch= zuführen, zeugt vielleicht nichts so sehr wie die Einführung der Wehrpflicht in England, wenn auch vorerst nur in mildester Form und nur für die Dauer dieses Rrieges. Es bedurfte der Heimsuchung anderthalbjährigen Kriegselends und der unmittelbar drohenden Gefahr des Zu= sammenbruchs des britischen Weltreichs. bis dieses so ganz und gar unmilitärische Land sich entschloß, das System des frei= willigen Dienstes zu durchbrechen und zur allgemeinen Wehrpflicht für die Unverhei= rateten überzugehen. Aber mit über= raschendem Mehr, in dem sich eben der entschlossene Wille Englands ausdrückt, ist nun schließlich doch vom Unterhaus der schwerwiegende Entschluß gefaßt worden. Er wurde unabweislich, weil gerade die jüngsten Jahrgänge der Dienstfähigen sich bisher bei den Refrutierungsbureaus am wenigsten zahlreich eingefunden hatten. Dabei kann bei einiger Unvoreingenom= menheit immerhin nicht geleugnet werden, daß die Aufstellung des englischen Zwei= millionenheeres auf dem Weg der Freiwilligkeit eine großartige Leistung zu nennen ist.

Der deutsch-amerikanische Untersee= boot=Notenwechsel ist von einem öster= reichisch=amerikanischen abgelöst worden, der einen Augenblick eine ernste Wendung zu nehmen schien, dann aber durch das Einlenken Desterreichs sich wieder zur harm= losen diplomatischen Unterhaltung herab= milderte. Noch aber war der Fall der tor= pillierten "Ancona" nicht völlig erledigt, als der Untergang der "Persia" bei Kreta neues Del ins Feuer goß. Die Lage ist hier umso heikler, als die Nationalität des Unterseebootes nicht festgestellt wer= den konnte und dieses überhaupt nicht gesehen wurde, sodaß mit Erfolg von Desterreich oder Deutschland wird geltend gemacht werden können, daß gar kein Unterseeboot, sondern eine Mine den Untergang der "Persia" herbeigeführt haben dürfte. Ein neuer amerikanischer Protest hätte demnach im Fall der "Per= sia" noch weniger Aussicht als alle frühern, irgend eine greifbare Wirkung auszuüben, außer vielleicht derjenigen, daß die Tauch= boote womöglich noch mehr als bisher "im verborgenen" zu arbeiten sich bemühen werden. S. Z.

Der europäische Krieg. Der lette Monat des Unheilsjahres 1915, des schauerlichsten, das die Menschheitsge= schichte kennt, hat den Blutopfern des Rrieges weitere Hetatomben hinzugefügt, ohne im mindesten auf irgend einer Seite der Kriegführenden die Geneigtheit zu einem Friedensschluß zu zeitigen. Die gänzliche Hoffnungslosigkeit, die nach dieser Richtung die Situation noch be= herrscht, geht am deutlichsten hervor aus den Friedensinterpellationen und ihrer Behandlung im schweizerischen und im deutschen Parlament. Im Nationalrat hat am 22. Dezember der sozialdemokra= tische Veteran Greulich den Bundesrat angefragt, ob er nicht geneigt wäre, für sich allein oder in Verbindung mit andern neutralen Regierungen eine Friedens= vermittlung zu versuchen. Die Rede Greulichs, wohl eine der besten, die er in Bern gehalten hat, gab dem ganzen Jammer der Menschheit über das absolut sinnlose und zwecklose Morden ohne Ende bewegten

Ausdruck und drückte das berechtigte Er= staunen darüber aus, daß sich die Menschen das überhaupt noch gefallen lassen. Aus der trefflichen Antwort des Vorstehers des Politischen Departements, Dr. Hoff= mann, ging flar hervor, wie glüdlich sich der schweizerische Bundesrat schäken würde, wenn er die Möglichkeit hätte, zu= gunsten des Friedens zu intervenieren, und wie bereitwillig er ist, die erste Ge= legenheit dazu zu benüken. Aber mit über= zeugender Folgerichtigkeit mußte der Sprecher des Bundesrats zu seinem schmerzlichen Bedauern zugleich dartun, daß die Stimmung an den europäischen Höfen zurzeit noch jeden Gedanken an eine Friedensintervention absolut ausschließt. Eine solche müßte vielmehr im gegen= wärtigen Moment riskieren, als unfreund= licher Aft und unberufene Einmischung aufgenommen zu werden; denn auf beiden Seiten ist man heute noch so voll Zuver= sicht auf den endlichen Sieg, daß nur der eine Gedanke Raum zu haben scheint: Durchhalten bis zur völligen Vernichtung des Gegners. Un der Brutalität dieser Tatsache vermag auch das tiese Mitleid mit den unglücklichen Völkern Europas nichts zu ändern, das durch die Interpellationsbeantwortung des Bundesrates drang. Der Interpellant Greulich gab ohne weiteres zu, daß der Bundesrat im jehigen Moment eine andere Antwort gar nicht geben konnte, und erklärte sich demszusolge von der Auskunft "befriedigt".

Bedeutungsvoller als diese Aussprache

Seite zur Prüfung entgegennehmen würde. Bezüglich der Friedensbedingungen war nur soviel herauszuhören, daß Deutschland offenbar daran denkt, Belgien auf die eine oder andere Weise künftig unter seiner scharfen Kontrolle zu halten, und dasselbe hätte mit Polen zu geschehen, damit Deutschland die Einfallstore seiner Feinde im Osten und Westen für alle Zukunft gehörig verrammelt halten könne. Diese Ankündigung schließt nun zwar die Wiederherstellung Belgiens



Schweig. Grengbefetjung. Jeldartillerie. Phot. 6. Ruratle, Zurich.

im neutralen schweizerischen Parlament war die Interpellationsbeantwortung durch den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg im deutschen Reichstag am 9. Dezember. Die sozialdemokratische Fraktion hatte ihn ersucht zu erklären, ob er geneigt sei bekanntzugeben, unter welchen Bedingungen er gewillt wäre, auf Friedensverhandlungen einzutreten. Die Antwort mußte deprimierend wirken. Sie zeigte mit aller Deutlichkeit zunächst, daß auf deutscher Seite keinerlei Geneigtheit besteht, mit Friedensangeboten heraus= zurücken, daß man aber allerdings all= fällige Friedensgesuche von der andern

als eigenes Staatswesen mit eigenem Rönig nicht aus, aber eine Grohmacht wie das Deutsche Reich besitht der Mittel und Wege genug, um das kleine Grenzland bei aller äußerlichen Selbständigkeit in gänzelicher und dauernder Abhängigkeit zu halten. Bei der Eröffnung des Krieges hat der deutsche Reichskanzler offen erklärt, daß an Belgien ein Unrecht begangen werde, das nach dem Kriege gut gemacht werden solle. Nun stelle man sich die Gefühle vor, die auf belgischer Seite durch die Antündigung des Reichskanzlers ausgelöst werden müssen, warum zu dieser

Stunde, und solange überhaupt noch irgend eine Möglichkeit eines Widerstandes besteht, bei den Westmächten niemand von Frieden hören will.

Ein paar Tage nach der Friedensinterpellation ist im deutschen Reichstag der neue Kriegsfredit von 10 Milliarden zur Abstimmung gelangt. Er ist mit allen Stimmen gegen diesenigen von 19 sozialbemokratischen Abgeordneten angenommen worden. Dieser "Disziplinbruch" der sozialdemokratischen Minderheit führte zu einer Spaltung der Fraktion und scharfen Desavouierung der kriegsfeindlichen Minderheit. Beide Teile, die patriotische

Mehrheit und die in= ternationale Minder= heit der Fraktion, be= haupten, die große Masse der Arbeiter= schaft hinter sich zu haben. Es darf aber wohl angenommen werden, daß in die= sem Falle die Sozial= patrioten recht ha= ben. Ein Blid in die Gewerkschaftspresse, tatsächlich die große Masse der Ar= beiterschaft repräsen= tiert, zeigt sofort, daß dort die von allen bürgerlichen Parteien vertretene Ansicht, es gelte nun bis zum letten Mann zur Re= gierung und zum

Reich zu halten, sozu= sagen ausnahmslos von den führenden Genossen geteilt wird, die sich mit einer wahren Erbitterung über die disziplinlose Reichstagsminderheit äußern. Nun kann es ja allerdings keine grausamere Selbst= verspottung geben als das, was jest von sozialdemokratischen Blättern in Patriotismus geleistet wird, zusammengehalten mit den früher an gleicher Stelle verkün= deten Grundsätzen. Das kann aber für den Moment auch keinerlei Bedeutung be= anspruchen; das Maßgebende ist, daß zur= zeit auch die deutsche sozialdemokratische Arbeiterschaft ganz und gar vom patrio= tischen (und das heißt in diesem Falle vom

friegerischen) Gedanken beherrscht ist. Dasselbe ist nun aber auch bei den französischen Genossen zu konstatieren, die auf ihrem Kongreß am 30. Dezember mit der ungeheuren Mehrheit von 2736 gegen 76 Stimmen die Kriegsresolution angenommen haben. "Proletarier aller Länder, tötet euch!" proklamieren die Jünger von Karl Marx, denen bisher das kommunistische Manikest mit seinem "Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Evangelium gewesen war, hüben und drüben.
Am grundsählichsten handelt immer noch
das englische Proletariat, doch richtet
sich seine heutige Opposition auch schon

viel weniger gegen den Krieg als gegen die allgemeine Wehrpflicht in England, die auf dem Kongreß der Trade Unions mit großem Wehr zurückgewiesen worden ist, nicht deshalb, weil die

Arbeiterschaft der Regierung ihre Mit= wirkung beim Krieg etwa versagen wollte, sondern weil sie der Meinung ist, Eng= land fönne wie bisher mit dem Freiwilligen= instem auskommen. So haben wir auf der ganzen Linie den vollständigen Zusam= menbruch der Grund= sätze der Roten In= ternationale, und die

paar schüchternen Versuche, die bisher gesmacht worden sind, um einen Wiederaufsbau vorzubereiten — wie die Konferenz von Zimmerwald im letzten Herbst — lasssen nur umso deutlicher erkennen, wie hoffnungslos all diese Vestrebungen noch auf lange Zeit hinaus sein werden.

Wenn noch etwas nötig war, um die grimmige Entschlossenheit der europäischen Rulturwelt zu bekunden, ihr Selbstvernichtungswerk im Jahre 1916 mit ungebeugtem Mute fortzusehen, so besorgten dieses Uebrige die Neujahrsansprachen
und Erlasse der hohen Souveräne und Regierungen Europas: der zornsprühende



Arthur Eugfter, Appenzell, Nationalratsprafident.

Tagesbefehl des deutschen Raisers an seine Armee, der bürgerlich breitspurige, aber nicht umso versöhnlichere Erlaß des Prä= sidenten Poincaré, der Depeschenwechsel zwischen den verschiedenen Staatsober= Seerführern. Diplomaten. häuptern. Ueberall und immer derselbe Ton: Wir kämpfen weiter, bis der abscheuliche Keind am Boden liegt! Unglückliches Europa! — Bei uns in der Schweiz ist die Stimmung vergleichsweise ruhiger, vernünftiger und zurückhaltender geworden als im Anfang. Man hat auch in den leicht entzündlichen und für alle Eindrücke empfänglichen Kreisen mehr und mehr

eingesehen, daß wir ei= gentlich eine komische Rolle spielen, wenn wir bei dem Zank der hohen Herrschaften, die sich zum Fenster hinaus seit Jahr und Tag alle Schande sagen, von unserm tlei= nen Nebenhause aus ebenfalls zum Fenster hinaus räsonnieren und die Fäuste bal= Ien nach dieser oder jener Seite. Be= dauerlich im höchsten Grade bleibt nur das eine, daß auch jest noch unheilige Sände geschäftig sind, zwi= schen deutscher und welscher Schweiz einen möglichst tiefen Graben auszuheben,

daß man in gewissen deutschschweizerischen Zeitungen eine eigene Rubrik für "Ungereimtes aus der welschen Schweiz" führt, in welcher alle Einsendungen liebevoll abgedruckt werden, die unsern Eidgenossen im Westen unangenehm sein können, ja daß man ganze Broschüren herausgibt und zur Massenverbreitung verwendet, die alles sorgsam zusammentragen, was man seit zehn Jahren oder länger mit oder ohne Grund gegen die Welschschweizer vorbringen konnte. Das ist ein traurig und verwerslich Handwerk, mag dahinter steechen wer da will, und in heutiger Zeit hält ein Schweizer, der wirklich weiß, was der

Schweizername bedeutet, seine Hände weg von solcher systematischer Brunnenvergiftung.

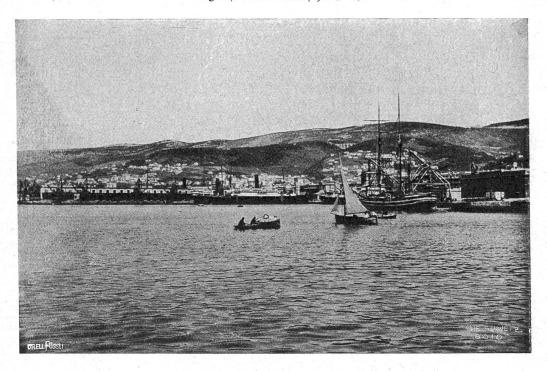
Unter den militärischen Ereignissen des Dezember gehört zu den wichtigsten die Räumung eines Teils der Dardanellen durch die Alliierten. Es wird nun bloß noch die Südspike der Halbinsel Gallipoli als Stützunkt und Wachtposten festgehalten, aber der Plan einer Forcierung der Dardanellen zu Wasser oder zu Lande ist nunzmehr aufgegeben. Das Beste, was man diesem von Anfang versehlten Unterznehmen in militärischer Hinsicht nachrühmen kann, ist das, daß es einen großen

Teil der türkisch=deut=

schen Streitkräfte lange Zeit festzu= halten vermochte, die sonst auf die Erobe= rung Aegyptens aus= gezogen wären. Nun soll es aber auch mit dem Suezkanal und Aegypten Ernst werden, weshalb die Engländer alle nur irgendwie verfügba= ren Rräfte in jener Gegend zusammen= ziehen. Auch die in= dischen Truppen, die bisher an der Weft= front in Frankreich standen, sind zu diesem Zwecke zurückgezogen worden. Allgemein wird der deutsch= türkische Anariff auf



Aegypten und damit der Schlag nach dem Lebensnerv des britischen Weltreichs auf Mitte Januar erwartet. Es soll den Deutschen bereits gelungen sein, eine doppelspurige Eisenbahn bis nahe an die ägyptische Grenze durch die Wüste zu bauen, um auf diesem Schienenstrang Truppen und schwere Geschüße heranzuführen. Bon Westen her aber haben sich die ungebändigten Araberstämme der Senussen ün die gesegneten Fluren des Niltales zu tragen. Schon haben nahe der Küste die ersten Gesechte stattgefunden, und eine von planmäßiger Kriegsührung



Trieft. Der Bafen, im Bintergrund der Rarft.

zeugende Taktik hat einem deutschen Un= terseeboot erlaubt, vom Meer aus ein Bombardement auf die im Lager von Madruch durch die Senussen vollständig überraschten Engländer zu eröffnen, von denen 130 in die Gefangenschaft der Beduinen fielen. Man darf nicht daran denken, was aus den noch in Aegypten an= sässigen Europäern irgendwelcher Na= tionalität werden soll, wenn diese Sorden einmal ins Pharaonenland einbrechen! Wohl möglich, daß es dann mit der eng= lischen Herrschaft dort zu Ende geht, aber auch mit der europäischen überhaupt. Der Weltkrieg sett die Barbarei auf den Thron und öffnet ihr an allen Enden Tür und Tor. Auch noch auf einem andern orien= talischen Kriegsschauplatz steht die Sache für die Engländer böse genug: in Meso= potamien. Dort waren sie im Begriff, auf Bagdad vorzurücken, als eine deutsch= türkische Armee sie vernichtend überfiel und in wilde Flucht schlug. Verräterei arabischer Hilfstruppen der Engländer soll ebenfalls im Spiele gewesen sein. Ihre Verluste zählten 4567 Mann und zwei Ranonenboote. Persien, von einem englischen Ultimatum begrüßt, gab grobe Antwort und stellte seinerseits Forde= rungen, von deren Erfüllung es seine weitere Neutralität abhängig machte. Wohin man auch blickt und wo man das Terrain prüft, überall ist für die Alliierten trügerischer Grund, in der ganzen orientalischen Welt ist ihr Ansehen auss tiesste erschüttert, ihr Prestige anscheinend unwiederbringlich verloren. Ob dafür das deutsche Ansehen im gleichen Maße gewinnt und die europäische Oberherrschaft über die zurückgebliebeneren Länder nun bloß durch eine solche deutscher statt englischer und russischer Observanz ersett werden wird, das steht noch dahin; wahrscheinlich ist aber eher das Zurückdrängen der europäischen Herrschaft überhaupt zugunsten einer tünftigen asiatischen Bormacht.

Von einer auffälligen Seftigkeit war der Ton der Botschaft, mit der Präsident Wilson den amerikanischen Kongreß er= öffnet hat. Sie richtete sich mit einer wahren Leidenschaft gegen die Umtriebe von Deutsch-Amerikanern, die ihrem ehemaligen Vaterland durch Störungen und hemmungen der amerikanischen Munitionslieferungen an die Entente Dienste leisten, und Wilson verlangt direkt den Er= laß eines Gesetzes gegen derartige Machen= schaften. Ferner verlangte Amerika die Abberufung der deutschen Attachés v. Pappen und Bon-Ed, die in ihren Berbindungen mit solchen deutsch-amerikanischen Bestrebungen nicht vorsichtig genug ge=

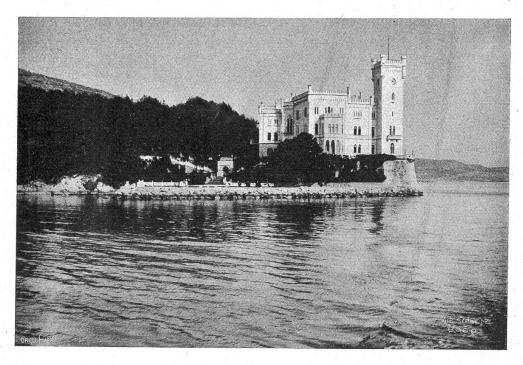
wesen zu sein scheinen. Bei alledem ist je= doch die Stimmung in Amerika nicht ein= wandfrei festzustellen, da man dort drüben nie weiß, wieviel von der offiziell laut wer= denden Entrustung auf innerpolitische Effette berechnet ist, steht man doch vor der Neuwahl des Bräsidenten. Söchstens indirett läßt sich vielleicht der Schluß ziehen, daß die Stimmung doch andauernd der deutschen Politik abgeneigt ist, wenn Wilson es für nötig findet, eben mit Rücksicht auf diese Stimmung einen etwas schärfe= ren Ton anzuschlagen. Das Friedensschiff des Milliardärs Ford aber, das nach Europa segelte, um unserm Kontinent den Verstand zu machen, ist selbst zur Farce ge=

worden: an Bord des Schiffes brachen Zwistigkeiten aus zwischen dem deutschefreundlichen Führer Ford und seinem mehr ententefreundlichen Gefolge. Kaum in Norwegen angelangt, bestieg daher Ford sogleich ein anderes Schiff, um direkt nach Amerika zurückzukehren, und seinem Beispiel folgten in den folgenden Wochen auch einige Begleiter. Der Frieden kann Europa nicht von außen gebracht werden, er muß aus dem Bedürfnis der kriegführenden Bölker selber herauswachsen. Das Bedürfnis ist nun zwar weit herum vorhanden, nicht aber die Kraft, ihm Nacheachtung zu schaffen.

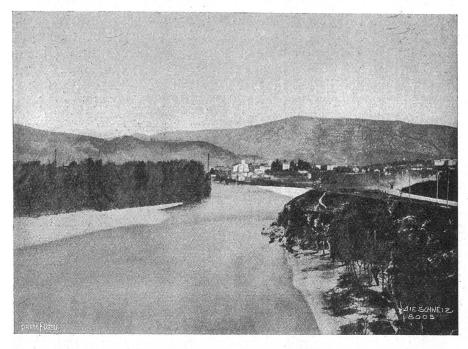
S.Z.

Drei nene Präsidenten.

In der vereinigten Bundesversammlung vom 16. Dezember wurde zum Bundespräsidenten für das lausende Jahr Bundesrat Camille Decoppet, von Suscévaz und Yverdon, geboren 1862, gewählt. Wie der abtretende Bundespräsident Motta, so ist auch Decoppet noch ein dienstjunges Mitglied in unserer höchsten Landesbehörde, da er ihr erst seit dem 17. Juli 1912 als Nachfolger Ruchets angehört. Damals übernahm er das Departement seines Amtsvorgängers, das des Innern, für 1913 siel ihm bei der Neuverteilung die Vorsteherschaft des Justizund Polizeidepartements zu, und in den letzten zwei Jahren stand er dem Militärsbepartement vor, das er auch im lausensden Jahr weiter verwalten wird. "Dank seiner leichten Anpassungs und Aufssähigung als Militär und Jurist," heißt es in einer Würdigung unseres obersten Magistraten, "arbeitete er sich auch in diesem Departement rasch ein. Seine außerordentliche Umsicht und Energie und sein konziliantes Wesen der schweizerischen Mobilisation, die zu Beginn des



Schlof Miramare bei Erieft.



Der Jiongo bei Podgora und Sdrafic. Links der Park der Papierfabrik und die Ramine selbst. In der Mitte die Spinnerei und Weberei von Sdrasic. Im Hintergrund der Monte Sabatino.

europäischen Krieges angeordnet wurde. Die glänzende Durchführung der Mobilissation ist bekannt; sie zeugt von einer Bereitschaft, die an Präzision nichts zu wünschen übrig ließ. Sie ist aber nicht zuleßt auch ein Berdienst des Chefs des Militärsdepartements, dessen Gewandtheit und Takt ein gutes Jusammenarbeiten zwischen Bundesrat und Militärleitung ermöglichte. In zahlreichen innerpolitischen Fragen, denen bei der scharf geprägten Wesensart der schweizerischen Neutralität eine größere

Bedeutung bei= fam, als man es sonst ge= wohnt war, wußte Bundes= rat Decoppet die richtige Lö= sung anzugeben und durchzu= führen. Insbe= sondere war er stets der wohl= wollende För= derer der Ver= ständigung zwi= schen Welsch= und Deutsch= schweiz. Seit Ausbruch des Rrieges fiel dem Militär= departement auch zu einem

großen Teil die Aufgabe der Landesverproviantierung, namentlich der Brotversorgung zu. Was in dieser Hinsicht geleistet worden ist, wird mit allgemeiner Befriedigung anerkannt."

Bundespräsident Decoppet studierte in Lausanne Staatswissenschaft und Philossophie, wurde 1886 Lizentiat der Rechte, arbeitete dann als Anwalt, wurde schon als Achtundzwanzigiähriger Generalstaatsanwalt des Kantons Waadt, trat 1897 in den Kantonsrat ein, den er 1899 präsis

> dierte, wurde im gleichen

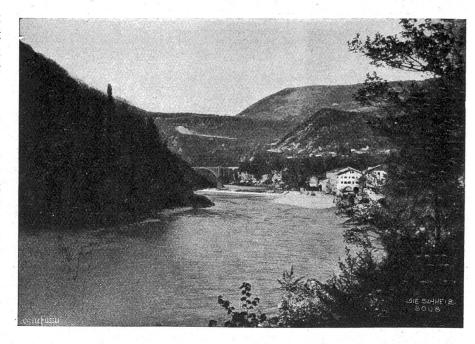
Jahr Mitglied des Nationalrates, ließ sich im kommenden Jahr als Nachfolger seines Betters Lucien Decoppet in den Ständerat wählen, wurde 1901 kantonaler

Unterrichts= direktor, kehrte ein Jahr später in den Natio= nalratzurück, in dem er bis zu



Monfalcone. Piazza grande.

seiner Wahl in den Bundesrat verblieb. Jm Militär war er zulekt als Oberstleutnant Chef des In= fanterieregi= mentes Nr. 1. Im Dezem= ber 1914 mit groker Stim= menmehrheit zum Vizeprä= sidenten des Nationalrates gewählt, wurde am 6. Dezember 1915 alt Land= ammann Ar= thur Eugster zum Präsiden=



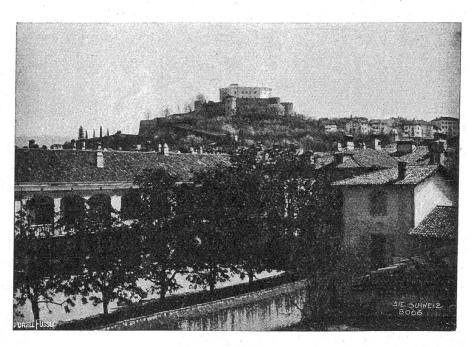
Eifenbahnbrude bei Gorg (Linie Gorz-Ahling), im Bintergrund der Rarft.

ten des Nationalrates bestimmt, und damit liefert der Kanton Appenzell A.=Rh. zum ersten Mal einen Mann auf den nationalrätlichen Präsidentenstuhl, gleichzeitig den verdienten Führer der Appenzeller Freisinnigen. Ursprünglich Pfarrer, trat Eugster (1863 in Neu-Pork geboren), der dem Nationalrat seit 1902 angehört, 1900 in die Regierung ein, die er 1901 zum ersten Mal als Landammann präsidierte. Gut bekannt geworden ist Arthur Eugster in letzter Zeit auch im Ausland

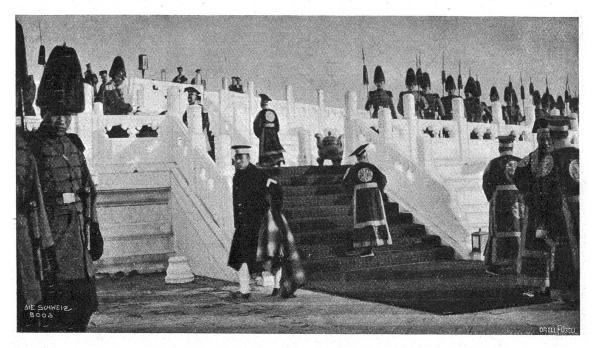
durch seine Inspektionsreisen
in den französischen Gefangenenlagern
in Deutschland.

Den Ständerat wird im
laufenden Jahr
der Freiburger
Georges Python präsidieren. Geboren
1856 zu Portalban, studierte
er Rechtswissenschaft, wurde
nachher Gerichtspräsident
und trat 1886

in den freiburgischen Regierungsrat ein, den er zweimal präsidierte. Bon 1884 bis 1890 gehörte er dem Nationalrat und seit 1896 dem Ständerat als Mitglied an. In früheren Jahren war der neue Ständeratspräsident als starrkonservativer Heißsporn nicht immer vorteilhaft bekannt, doch haben die Jahre viel gemildert, und der strenge Föderalist von ehedem steht heute Schulter an Schulter mit seinen Amtstollegen, wenn es gilt, auf eidgenössischem Boden für das Vaterland zu arbeiten.



Görz. Das Raftell.



Das himmelsopfer in China. In Erwartung Juanichikais.

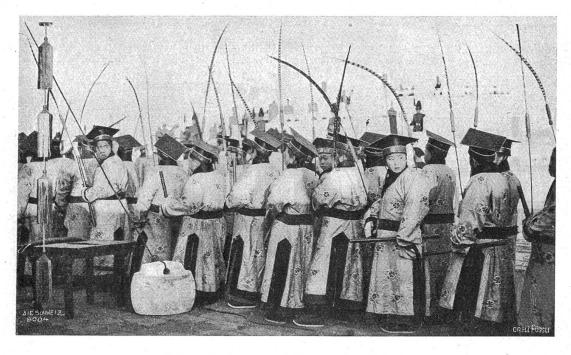
Bundesrat Schultheß wird für dieses Jahr die Stelle des Vizepräsidenten des Bundesrates bekleiden; im Nationalrat stieg der Schwyzer Oberst Büeler zu dieser Würde empor, im Ständerat der Glarner Rechtsanwalt Dr. Mercier.

Am Isonzo.

Als am 23. Mai letten Jahres Italien, das Land, das 33 Jahre lang Dester= reich=Ungarns und Deutschlands Bundes= genosse gewesen war, den Krieg an Desterreich erklärte, da bemächtigte sich vieler= orts ein bitteres Gefühl der Bölker; be= trübt und bewegt sahen die Optimisten, die damals schon den Frieden im Anzug ahn= ten, ein neues Stück Europa in die Schreck= nisse des Krieges einbezogen. Wird Dester= reich-Ungarn, so fragte man sich, diesen Rrieg an neuer Front noch ertragen kön= nen? Wird es, nachdem es vom Anfang des Völkerkrieges an dem übermächtigen russischen Ansturm zu trozen hatte, noch die Kraft haben, eine frische, unverbrauchte Armee an der Grenze aufzuhalten, oder wird, wie ein Jahr vorher im Osten, nun auch im Süden ein fremdes heer seine Lande überfluten und zerstören? Frei= lich, die geographischen Verhältnisse in den italienisch=österreichischen Grenzlandenwa= ren wesentlich günstiger für Desterreich, als sie es im Osten gegen Rußland waren; Italien und Desterreich grenzen auf einer Strecke von mehr als 400 Kilometer an=

einander, und von dieser Grenzlinie, die vom Stilffer Joch bis zur Adria verläuft, gehören gut 380 Kilometer dem Alpenland an. Die Schwierigkeiten des Ge= birgskrieges, die sich in den Vogesen und in den Karpathen mit aller Deutlichkeit zeigten, warteten also auch hier des An= greifers und gaben dem Verteidiger von vornherein die Chance in die Hand, mit einer wesentlich kleinern Truppenzahl und in gesicherterer Position den Ansturm des Gegners erwarten zu können. kommt, wie ein Blick auf die Karte zeigt, daß für eine italienische Offensive nur wenig Einfallstore vorhanden waren. Die von Italien nach Tirol führenden Alpen= straßen werden von den militärisch be= festiaten Söhen vollständig beherrscht, und zwischen den einzelnen Straßen türmen sich die mit ewigem Schnee gekrönten Hochgipfel, die einen Uebergang irgend= wie nennenswerter Truppenmassen von vornherein verunmöglichten. Etwas gün= stiger als die Stilfserjochstraße und der Tonalepaß wäre für einen italienischen Angriff noch die alte Heerstraße von Trient durchs Etschtal nach Brescia und Mailand; doch sorgen hier die in großer Zahl angelegten Bergfesten für starke Verteidigung. Die Dolomiten, die Karnischen und die Julischen Alpen bieten einen natürlichen wuchtigen Grenzschut; die Straken, die hier von Land zu Land füh= ren, sind mit Mühe den Felsen abgetrogt und außerordentlich stark befestigt. So ergibt sich hieraus mit zwingender Notwendig= keit, daß das eigentliche Einfallstor für die Italiener die ungedeckte Ebene der Grafschaft Görz und Gradisca bilden würde mit dem Isonzo als Abschluß gegen den Karst hin. Aber diese Ebene wird bald durch einen neuen Gebirgszug abgelöst: durch den Karst, der zwar nir= gends eine Höhe von auch nur 1000 Meter erreicht und nirgends irgendwie steilere Sänge aufweist; hingegen stellt er mit seiner baumlosen Dede, seiner Armut an Bevölkerung, seinem Mangel an Wegen und vor allen Dingen an Wasser dem Angreifer gang besondere Schwierigkeiten entgegen; er bildete von allem Anfang an für die Desterreicher einen vortrefflichen Schukwall, dessen Wert und strategische Bedeutung ihnen wohl erst jest in der Kriegszeit richtig zum Bewußtsein gekom= men ist.

Bald sahen die Italiener ein, welch schweres Stück harter Arbeit sie sich mit dem Angriff gegen Desterreich aufgeladen. Trient war ja zunächst die Losung, und erst, nachdem sie an sechs verschiedenen Puntten eingesett hatten, aber nirgends an den Felsmauern durchgekommen was ren, erscholl der Ruf: Nach Triest! Und unten am Jonzo wickelten sich dann seit etwa Mitte Juni bis Ende des Jahres 1915 die vier gewaltigen Jonzoschlachten ab, deren strategische Bedeutung wohl erst später einmal ihre richtige Würdigung finden wird, von denen man aber heute schon weiß, daß sie die Angreifer unge= heure Opfer kosteten. Gradisca und Mon= falcone, Grado und Porte Buso gaben die Desterreicher sofort auf: Grenzgebiete. deren Haltung unnötige Opfer gekostet hätte. Aber sie setzen sich im Karst und in den Höhen um Görz bis hinauf zum Rrn fest und zeigten hier dem An= greifer grimmig die Zähne. Der Görzer Brückenkopf ist es vor allem, der den Italienern ein gewaltiges, von den Wehr= mächten Desterreichs und Ungarns mit bewundernswerter Energie gehaltenes Hindernis bietet. Hier ist, um Görz zu schützen, die Stellung der österreichisch= ungarischen Truppen auf das westliche Isonzoufer hinübergeschoben worden. Hier sind die berühmt gewordene Podgora- und Doberdohöhe, der Monte Santo und der Monte Sabotino, um die seit Monaten verzweifelt gefämpft wird. Sier spielten sich und spielen sich noch die großen Schlach= ten ab, hier liegen Tausende und Aber= tausende, die im Sturm ein Grabenstück



Das Bimmelsopfer in China. Canzergruppe.

oder eine Schwarmlinie nehmen wollten oder aus ihr vertrieben wurden. hier brül= len seit Monaten Tausende von Geschügen aller Kaliber; die Dörfer im Doberdo= gebiet sind längst geräumt, und nur der Krieg in der grauenhaftesten Form wütet dort und regiert hier. Aber würde der An= greifer die Landstraße nach Triest frei fin= den — die Adria ist zu minenverseucht, als daß eine Flotte einen Angriff riskieren fönnte — wenn es ihm endlich gelänge alle diese Höhen nebst Görz, das bekannt= lich seit November zum guten Teil zu= sammengeschossen ist, in seine Gewalt zu bekommen? Der Schreiber dieser Zeilen, der als Kriegsberichterstatter soeben aus dem Isonzogebiet kommt, wo er sich fünf Wochen aufhielt, glaubt bei aller Respettierung der Neutralitätsgebote ein bestimmtes Nein auf diese Frage nieder= schreiben zu dürfen: vom Jonzo bis nach Triest ist noch ein weites Stud Weg. Der Rarst hat noch viele Hügel und Höhen; hinter den genommenen Stellungen reihen sich zweite und dritte und vierte an, und nachdem man unter schweren Opfern bis= her hier unten standgehalten hat, wird sich fein Verteidiger finden, der ohne Wider= stand nun plöglich, wenn wirklich eine Position verloren geht, die Flinte ins Korn werfen und die stolze Handelsstadt Triest, den einzigen österreichischen Safen an der Adria, kampflos freigeben würde. Zu viel Blut ist schon geflossen. Zu viel tote Kameraden liegen in der Steinwüste. Um Görz ringt man, um jedes Grabenstück, und was heute verloren ging, wird morgen in wuchtigem Angriff zurückgeholt.

Eines haben die Jonzokämpfe, die General Boroevic als Höchstkommandie= render auf österreichischer Seite leitet, ge= zeigt: große Tapferkeit und Kühnheit der Angreifer, Zähigkeit und Verbissenheit der Verteidiger. Es ist kaum auszudenken, daß unter schwierigeren Berhältnissen Schlachten geschlagen werden könnten, als es hier im steinigen Karst geschieht, wo das Wasser beinahe rarer ist als die Munition, wo die scheußliche Bora beiden Heeren furchtbar zuset und wo der Steinschlag die Zahl der Opfer eines einzigen Schusses oft verzwölf= und verfünfzehnfacht. Alles, was hier in den ersten sieben Mo= naten des Krieges entstanden ist, mußte der Natur abgetrott werden, und wenn niedergeschrieben wird, daß es im eigent= lichen Karstgebiet keine Schützengräben gibt, sondern nur Steinwälle, die bloß not= dürftig Schutz bieten und die die Trup= pen vor der nächtlichen Kälte wenig zu schützen vermögen, so ist damit nur eine der kolossalen Schwierigkeiten festgestellt, die die Kämpfe im Jonzogebiet begleiten.

(Gin zweiter Artifel folgt).

Aktuelles.

* Totentafel (vom 3. Dezember 1915 bis 7. Januar 1916). Am 18. Dezember starb in Frauenfeld Dr. med. Heinrich Albrecht, gew. Armeekorpsarzt, im 74. Altersjahr.

Um 20. Dezember in Aarau Oberst Traugott Markwalder, ehemaliger Waffenchef der Kavallerie, im Alter von 61 Jahren.

Am 25. Dezember in Haslen (Appenzell), 65jährig, Kantonsgerichtspräsident Franz Mazenauer.

In Lausanne am 27. Dezember Emile Paccaud, im Alter von 79 Jahren. Er war u. a. Direktor der waadtländischen Kantonalbank.

In Wettingen am 30. Dezember Seminars direktor Johann Adolf Herzog, eine markante Erscheinung im aargauischen Schuls und Staatsleben. Er war 1850 zu Hellikon im Fricktal geboren, bildete sich zum Bezirkslehrer aus und wirkte seit 1875 als Lehrer der deutschen Sprache, seit 1901 als Direktor am Lehrers

seminar Wettingen; zwischenhinein, von 1898 bis 1901, hatte er als Nachfolger des an die Universität Zürich berufenen Avolf Fren eine Lehrstelle an der Kantonsschule Aarau bestleidet.

Am 2. Januar starb in Histirch der frühere luzernische Großratspräsident Josef Muff im Alter von 73 Jahren.

Am 6. Januar in Lausanne Albert Dériaz, Abteilungschef des Landwirtschafts- und Handelsdepartement, im Alter von 63 Jahren.

In Zürich am 5. Januar Leo Bündgens, Chef der schweizerischen Depeschenagentur, Bureau Zürich.

Am 7. Januar in Zürich Alfred Jlg, geb. 1854, der frühere Staatsminister des Kaisers Menilek von Abessinien, in welchem Lande Ilg eine unschähdere Kulturarbeit als Ingenieur und Staatsmann geleistet hat.

Minister 3lg f.

In der Morgenfrühe des 7. Januar erlag in seiner Wohnung an der Forchstraße in Zürich einem Herzleiden Alfred Ilg, deffen Name weit über die Grenzen seines Baterlandes hinaus vorteilhaft bekannt war. Ilg war als Staatsminister am abessinischen Hofe der langjährige einfluhreiche treue Freund und Berater des Negus Menilek und hat sich durch seine hervor= ragenden Verdienste als "technischer Zivilissator Abessiniens" einen unvergänglichen Namen geschaffen. Ilg, gebürtig vom thurgauischen Fruthwilen, erblickte

1854 in Frauenfeld das Licht der Welt, durchlief die dortigen Schulen, studierte am Eidgenössischen Poln= technikum und be= gab sich nach glän= zend bestandenen Di= plomprüfungen als Maschineningenieur in die Praxis nach Bern. Hier erreichte ihn 1878 die Kunde, König Menilek suche einen schweizerischen Ingenieur zur Er=

stellung von Festun= gen, Brücken, Schwachstromanla= gen, Bulvermagazi= nen, Waffenfabriken usw. Ilg interessierte sich für die Stelle, und noch im gleichen Jahre reiste er zu= sammen mit zwei ge= schickten zürcherischen

Handwerksmeistern nach Abessinien. Anfangs 1879 traf die fleine Rarawane nach unendlichen Mühen und Strapazen am

Ziel ihrer Reise an, in der abessinischen Residenz begrüßt durch Kanonenschüffe. Allein schon nach den ersten Unter= redungen mit dem Negus ergab sich die Un= möglichkeit der Durchführung des aufgestellten Programms; denn jegliches Werkzeug und die allernötigsten Hilfsmaschinen fehlten. Es wurden daher wiederholte Rückreisen nach der Schweiz nötig, wo diese Maschinen und Werkzeuge nach den Angaben Ilgs erstellt wurden. Mit zäher Energie lag Ilg der Erfüllung der

übernommenen Aufgaben ob. Sein erfolg= reiches Schaffen und Wirken für die kulturelle Hebung des abessinischen Bolkes ist der Rultur= geschichte mit ehernen Buchstaben eingeprägt. Auch in Italien, mit dem Abessinien bekanntlich einen blutigen Krieg führte, genoß Ilg hohes Ansehen. Man wußte dort genau, daß Ilg die italienischen Interessen auf jede Weise begünstigte. Ueber diese interessanten und delikaten Beziehungen dürften der Welt eines Tages wertvolle Aften aus dem Nachlaß Ilgs offenbart werden. Es kann und soll nicht unsere Aufgabe sein, näher auf die großen Berdienste dieses

Mannes einzugehen. Die Bemerkung ge= mügt wohl, daß Ilgs Tüchtigkeit so sehr anerkannt wurde, daß er in manchen verwickelten Fragen als Berater beige= zogen wurde, und schließlich machten die verschiedensten europäischen Söfe Anstrengungen, sich dieses Mannes Gouverneur oder Minister zu bedienen.

Ein glückhaftes, gesegnetes Familien= leben begünstigte die vielen Erfolge Ilgs in hohem Grade. Seine Gattin besaß ein feines Verständ= nis für sein Wesen und war ihm mutvoll nach Abessinien gefolgt. Drei Söhne und eine Tochter sind dieser Ehe ent= sprossen. Daß dieser Mann unserm Lande große Ehre machte und schweizerische

Tattraft zum nsehen brachte,

Unsehen brachte, schreibt Professor Conrad Reller in Zürich am Schlusse seiner lesenswerten Biographie über Ilg, soll stetsfort in dankbarer Erinnerung blei= ben. Aber ebenso sicher ist es, daß die braunen Söhne der "afrikanischen Schweiz" den allzu frühen Hinschied unseres Landsmannes mit Schmerz vernehmen und jeder Abessinier den einstigen Freund und Wohltäter seines Landes und Herrschers aufrichtig betrauert. F.



† Minifter Alfred 3lg.

Perschiedenes.

Das himmelsopfer von Juanschikai. Juan= Schikai ist vom dinesischen Bolke gum Raiser ernannt worden. Es war nicht anders zu er= warten, nachdem schon alle Stände es hatten geschehen lassen, daß er die wichtige, die ihm das "Ming", das Gottesgnadentum verleihende Zeremonie des Himmelsopfers (beschrieben in der "Schweiz" Dezember 1915) vollzogen. Und

der Himmel hat nicht gezürnt — im Gegenteil, im sonnigsten Glanze gestrahlt, als der einstige Kanzler der Mandschu sich zur heiligen Opfer=

handlung begab.

Der Präsident der Republik verschmähte es, daß er nach alter Uebung in goldener Sänfte und in farbenprächtiger Prozession zum Sim= melstempel getragen werde, und er ver= schmähte auch das den Opferdarbietungen einen mystischen Zauber verleihende Dunkel der Nacht. Um helllichten Tage fuhr er im gepanzerten Automobil die Kaiserstraße entlang, auf der Truppen in europäischen Uni= formen Spalier standen. Wenn er sich auch. hinter den Mauern des Himmelstempels an= gekommen, in ein Opfergewand warf und das dem Himmel Opfern auf echt chinesische Weise vor sich gehen ließ, sein modernes Empfinden suchte er doch zu dokumentieren, indem er die altehrwürdige Sitte des Kotau= machens vor dem Allerhöchsten durch höfliche Verbeugung, wie er es an europäischen Diplo= maten gesehen, ersette. Dem durch die Jahr= tausende geheiligten Brauch des Darbringens eines Opferstiers wurde er dadurch gerecht, daß er Haut und Blut eines solchen aufstellen und zum Schlusse mit den vorgeschriebenen Seiden= stoffen, Speise= und Trankopfern, Ladeschmuck= gegenstände und Gebetsrollen durch Feuer dem Himmel zusandte. Reinem Europäer war es vergönnt, die Zeremonie zu sehen. Chinesische Photographen und Berichterstatter gaben in den Pekinger Zeitungen Bilder davon. An Pracht und Prunk hatte es der ungekrönte Raiser und sein Rultusministerium nicht fehlen lassen; aber ein nüchternes Gepräge hat die Zeremonie durch den Geist der Neuzeit erhalten.

Neujahr am 25. Dezember. Im Mittel= alter herrschte hinsichtlich des Jahresanfanges die größte Verwirrung, denn von dem einheitlichen Beginn eines neuen Jahres war keine Rede. Bald begann es am 25. Dezember, bald am 1. oder 25. März, wenn nicht noch später. Der Jahresanfang mit dem Tage der Geburt Christi (25. Dezember) war besonders in Deutsch= land weit vorherrschend; in den standinavischen Ländern erfreute sich der sog. "Nativitäts= stil" schon aus dem Grunde großer Beliebt= heit, weil er mit dem altheidnischen Julfest zusammenfiel.

Dem Weihnachtstage darf jedenfalls für das Mittelalter eine jahrhundertlange Geltung als Beginn eines neuen bürgerlichen Jahres zugeschrieben werden. Allmählich drang jedoch in der bürgerlichen Praxis der 1. Januar als Jahresanfang, dem offiziellen zum Trot, durch. Luther wollte von der Neuerung wegen des mit der Neujahrsfeier verknüpften "Narren= werks" nichts wissen: "Man heißt diesen heutigen Tag den neuen Jahrestag nach der Römer Weise. Wir Christen sagen unsern neuen Jahrestag an am heiligen Christtage, wie die Jahreszahl zeugt, daß man schreibet: Im Jahr nach Christi Geburt." 1564 befahl Karl V. ausbrücklich, das Jahr mit dem 1. Januar anzufangen. In Schottland wurde die neue Zeitstellen. rechnung erst 1600 eingeführt, bis da hatte dort der 25. März als der erste Tag eines neuen Jahres gegolten. In Holland datiert der 1. Januar als Jahresanfang seit 1575, in England erst seit der Mitte des achtzehnten Jahr= hunderts.



Schweig. Grenzbefegung. An der Elfager Grenze. Phot. G. Ruratle, Zurich.

